

Dominik Zechner

Kant *avec* Musil

Abstract: Der Artikel liest Robert Musils Erstling *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1906) als einen Roman der Institution (Campe), in dem sich diverse Formen von Gewalt ineinander verwickeln. Wider die Annahme, dass Musils Roman auf die Darstellung sado-masochistischer Ausschweifungen abstellt, konzentriert sich mein Argument auf eine Szene des Lesens, welche die verschiedenen Gewaltpotentiale des Romans miteinander vermittelt: Erst in der Kant-Lektüre Törleß' wird deutlich, welche Gewalt und welcher Schmerz in Musils Text gemeint sind. Der Roman wird so lesbar nicht als Ausstellung schulübischen Begehrens, sondern als Einsicht in die gewaltsame Struktur der praktischen Vernunft selbst.

1 Romane der Institution

Für diejenigen unter uns, die der literarischen Behandlung des sogenannten „pädagogischen Imperativs“, wie es bei Barbara Johnson heißt, eine besondere Bedeutung beimessen, markiert das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eine Zeitspanne beträchtlicher Tragweite.¹ Etwa mit Heinrich Manns *Professor Unrat* startet im Jahr 1905 eine Serie von Narrativen, deren Fokus auf der Erziehung Jugendlicher – hauptsächlich junger Männer – liegt. Dementsprechend befindet sich die soziale Einrichtung der Schule, zumal des Internats, im Zentrum einiger der wirkungsvollsten Anstrengungen der literarischen Moderne: An den Namen Heinrich Manns reißen sich etwa diejenigen Hermann Hesses, Rainer Maria Rilkes, Robert Walsers, Robert Musils, um nur einige zu nennen. Der genealogische Verlauf dieser neuen pädagogischen Dichtung ließe sich durch das sich entfaltende Jahrhundert weiterverfolgen, etwa im Hinblick auf Friedrich Torbergs *Der Schüler Gerber* und Ödön von Horváths *Jugend ohne Gott* in den dreißiger Jahren, Siegfried Lenzens *Deutschstunde* in den späten Sechzigern, bis hin zu Elfriede Jelineks *Klavierspielerin* im Jahr 1983, und darüber hinaus. Es versteht sich, dass diese tentative Genealogie keineswegs das Prädikat „erschöpfend“ beansprucht; es geht hier lediglich darum, eine gewisse Ahnung der absoluten Prominenz zu liefern, die dem Problem des Pädagogischen innerhalb einer deutschsprachigen Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts zukommt.

1 Vgl. Barbara Johnson (Hg.): *The Pedagogical Imperative. Teaching as a Literary Genre*. Yale French Studies 63 (1982).

Viele der Texte, die hier in Frage stehen, ließen sich als *Institutionenromane* bezeichnen, mit einem Begriff, den Rüdiger Campe in zahlreichen Aufsätzen über Kafka, Walser, Musil, Thomas Mann und James Joyce entwickelt hat.² Ein Aspekt, der den Institutionenroman von der Tradition des Bildungsromans unterscheidet, mit welcher er dennoch auf komplexe Weise verquickt ist, bezieht sich auf seinen episodischen Charakter. Das heißt, dass der Roman der Institution kein holistisches Abbild eines Lebens, keine ausführliche, in sich geschlossene Biografie des Protagonisten liefern möchte, sondern sich eher für ein Leben zerschnitten in Scheibchen, also aufgeteilt in Kapitel und Episoden, interessiert.³ Der Institutionenroman liefert, episodisch, die Nahaufnahme eines bestimmten Lebensabschnitts, und zwar im Hinblick auf das institutionelle Gestell und seine diskursiven Mechanismen, von denen dies Leben und seine Form zuallererst produziert wird. Der episodische Charakter stellt sich her durchs Überschreiten der Schwelle zum institutionellen Dispositiv, welcher Akt üblicherweise mit dem Romananfang zusammenfällt: Es geht um den Eintritt in die Einrichtung, das Verbleiben darin und den endlichen Ausschied. Misslingt der Austritt aus dem institutionellen Rahmen, bleibt als Alternative oft nur der Tod – man denke etwa an Torbergs Gerber oder die Exekution Josef K.s am Ende von Kafkas *Proceß*.⁴

Es lässt sich beobachten, wie das Leben innerhalb der Institution, also die inner-institutionellen Prozesse der Herstellung von Lebensform, strukturell durch die Applikation von Gewalt definiert ist. Dies geschieht zum einen auf eine traditionelle Weise, einem vertikalen Vektor entsprechend, als das Unter-Druck-Setzen des Subjekts gleichsam *von oben*. Repräsentiert und ausgeführt wird dieser vertikale Zwang von der Figur des sadistischen Schulmeisters, dessen Motiv in den Texten der

2 Die Aufnahme des Namens Joyce in diese Liste, konkret seines *Portrait of the Artist as a Young Man*, indiziert, dass die Präsenz von pädagogisch-institutionellen Narrativen sich nicht auf die deutschsprachige Tradition einschränken lässt. Dass Letzterer dennoch eine besondere Aufmerksamkeit gebührt, rührt daher, dass die infrage stehende Prosa sich als Verwandlung, vielleicht gar als Endpunkt, der Tradition des deutschen Bildungsromans verstehen lässt, der es um die Entwicklung des freien Individuums und weniger um institutionelle Dispositive zu tun war.

3 Vgl. Rüdiger Campe: James Joyces *A Portrait of the Artist as a Young Man* und die zwei Seiten des Romans. *Bildung und Institution*. In: IASL 41 (2016) 2, S. 356–375.

4 Zum Namen Kafka sollte noch angefügt werden, dass sich der Institutionenroman freilich nicht auf den Ort von Erziehung beschränkt; vielmehr ließe sich jede moderne Einrichtung oder institutionelle Praxis, die der Produktion und Regulierung von Lebensformen dient, als Schauplatz eines Romans der Institution denken. In seinen jüngsten Arbeiten verfolgt Campe das Problem sogar im *Mann ohne Eigenschaften*, einem Roman also, der der Frage nach der Institutionshaftigkeit moderner Prosa dahingehend auf den Grund geht, dass er nicht nur danach sich erkundigt, wie Institutionen Leben formen, sondern wie gesellschaftliche Einrichtungen selbst überhaupt erst zur Form gelangen. Vgl. Rüdiger Campe: *Die Institution im Roman*. Robert Musil. Würzburg 2020.

Zeit ein oft und eingehend erkundetes ist. Man erinnere sich an Professor Unrat, Walsers Herrn Benjamenta oder Torbergs Gott Kupfer. Diese vertikale Kraftlinie, welche hierarchisierend zwischen Schulmeister und Schüler eine Unterscheidung trifft, wird zum anderen durch ein horizontales Gewaltgeschehen komplementiert, dementsprechend Schüler *gegeneinander* vorgehen und ihre Aggression gegen sich selbst eher denn gegen die Institution und ihre Repräsentanten einsetzen.⁵ Das horizontale Gewaltgeschehen, ist der Schülerschaft sozusagen immanent und oft verbunden mit einem Hochkochen jugendlicher Sexualität, wie es vielleicht am deutlichsten in den *Verwirrungen des Zöglings Törleß* zur Sprache kommt.

Diese modernen wie zeitgenössischen Erkundungen des pädagogischen Imperativs ließen sich daher als Allegorien der Zucht bezeichnen, und zwar im dreifachen Sinne von Aufzucht, Züchtigung und Züchtung, dreier Begriffe, die allesamt in die Semantik des Begriffs *Zögling* eingeschrieben stehen. Was hier gezüchtet wird, ist allerdings nicht biologisches Leben per se, sondern jene Gewalt, die hinter und zwischen den agierenden Subjekten wirkt und ohne welche die institutionelle Fabrikation von Lebensform nicht denkbar wäre. Generell lässt sich sagen, dass der Institutionenroman der Erziehung ganz zentral auf die Vermehrung von Gewalt abstellt, diese Vermehrung abbildet, in die eigene Komposition einspeist, um endlich darüber vielleicht sogar die Kontrolle zu verlieren. In einem doppelten Sinn fungiert der Institutionenroman daher als Mediation von Gewalt: Während er uns auf der Ebene der Darstellung gewaltsame Begegnungen zeigt, findet er jenseits aller Darstellbarkeit im Prinzip der Gewalt die Möglichkeit seiner formalen Komposition. Anders gesagt, der Gehalt des Romans ist selbst Repräsentation der darin gezüchteten Gewalt. Was auch heißt, dass die Formen der Gewalt, die hier am Werk sind, stets vielfältiger und tiefgreifender sind, als das Urteil über ihre Repräsentation es einzuschätzen erlaubt.

2 Die Ökonomie des Masochismus

Wenn wir uns für den Moment auf Musils *Törleß* konzentrieren, fällt sogleich ins Auge, dass das institutionelle Gestell, seine disziplinären Mechanismen sowie seine direkten Repräsentanten zunehmend in den Hintergrund treten, während das horizontale Gewaltgeschehen zwischen den Schülern mehr und mehr narrativen Raum einnimmt. Mit gutem Grund hat die Forschung am Roman den Misshandlungen des Schülers Basini, dessen Körper im Zentrum der Gewaltfantasien und

⁵ So ist etwa der Akt des Schülerselbstmords ein Topos, der in zahlreichen der in Frage stehenden Texte erkundet wird, etwa bei Hesse oder Torberg.

-akte seiner Kollegen sitzt, große Aufmerksamkeit geschenkt. Freilich aber ist ein Gewaltgeschehen, das sich innerhalb der Institution abspielt, wobei es weder direkt der Institution entstammt (etwa als Druck von oben) noch sich als Rebellion gegen die Institution richtet, dennoch irgendwie von der Institution sanktioniert. Campe kann deshalb, mehr oder weniger im Vorbeigehen, behaupten, in den Sadismen, die sich im Laufe des Narrativs auf den Körper Basinis richten, kehre „die Gewalt des Grundes wieder, der im rechtstheoretischen wie im Musilschen Sinne der *mystische* Grund der Institution ist“.⁶ Diese Formulierung, die sich implizit an Jacques Derridas Argument in *Force de loi* orientiert, sieht im horizontalen Gewaltgeschehen zwischen den Zöglingen eine Wiederkehr jener Gewalt, die zur ursprünglichen Gründung der Institution allererst nötig gewesen war. Im Sinne Benjamins könnte man diese Gewalt als *rechtssetzend* bezeichnen, und zwar im Gegensatz zu konservativen, *rechtserhaltenden* Gewalten, die für den Fortbestand von Institutionen verantwortlich zeichnen. Benjamin erklärt denn auch konkret, dass das Verhältnis dieser beiden Gewaltformen eines von Urbild und Darstellung ist, etwa wenn er moniert, den deutschen Parlamenten fehle „der Sinn für die rechtsetzende Gewalt, die in ihnen *repräsentiert* ist [...]“⁷. Anders gesagt, jede existente Institution fungiert als Repräsentantin jener Grundgewalt, der sie ihre Existenz verdankt. Im Folgenden soll argumentiert werden, dass der Roman der Institution diese Spannung auf eine komplexe Weise verhandelt, die seine eigenen formalen Prinzipien angeht: Die Gewalt innerhalb der Institution ist nicht bloß dargestellt, sondern die Darstellung selbst schuldet sich einer Grundgewalt, die sich im Dargestellten spiegelt.⁸ Das

6 Rüdiger Campe: Das Bild und die Folter. Robert Musils *Törleß* und die Form des Romans. In: Weiterlesen. Literatur und Wissen. Hg. v. Ulrike Bergermann u. Elisabeth Strowick. Bielefeld 2007, S. 121–147, hier S. 133.

7 Walter Benjamin: Zur Kritik der Gewalt. In: ders.: Gesammelte Schriften Bd. 2.1. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M. 1991, S. 179–203, hier 190 (Herv. d. Verf.). In seiner Studie nimmt Benjamin überdies Bezug auf eine Form von Gewalt, die er „erzieherisch“ nennt und welche weder rechtssetzend noch rechtserhaltend wirkt. Ich gehe diesem enigmatischen Begriff nach im Band *Forces of Education. Walter Benjamin and the Politics of Pedagogy*, hg. v. Dennis Johannßen u. Dominik Zechner, London 2023, S. 5–8.

8 Campe weist in eine ähnliche Richtung, wenn er in Bezug auf den *Mann ohne Eigenschaften* schreibt: „Ich möchte [...] zeigen, dass Institutionen [...] nicht nur in bestimmten Momenten hervortreten, sondern Institutionalität darüber hinaus zu einem allgemeinen Programm der Kohärenz des Romantexts verallgemeinert ist.“ (Campe, *Die Institution im Roman*, S. 35f.) Damit ist wiederum ein Argument gestärkt, dem Joseph Vogl schon 1987 das Fundament legte, indem er schrieb, der *Törleß*-Roman weise die „prozessuale Form“ von Erfahrung als „eigentlichen Gegenstand des Erzählens“ aus (Joseph Vogl: *Grenze und Übertretung. Der anthropologische Faktor in Robert Musils ‚Die Verwirrungen des Zöglings Törleß.‘* In: Robert Musils „Kakanien“. Subjekt und Geschichte. Hg. v. Josef Strutz. München 1987, S. 60–76, hier S. 62).

heißt, dass man sich den Roman selbst als Institution vorstellen kann, die eingerichtet werden will – und die in ihm dargestellten Gewaltphänomene sind sozusagen die apollinischen Nacheffekte der eigenen Institutionierung.

Die Weise, in der Campe so jene performative Gewalt, die eine Institution allererst ins Sein setzt, mit der Praxis des Sadismus in Beziehung bringt, spiegelt außerdem ein zentrales Argument von Gilles Deleuze in seiner *Präsentation Sacher-Masochs*. Dort geht Deleuze nämlich davon aus, dass der Masochist sich vom Sadisten dahingehend unterscheidet, dass Letzterer Institutionen gründen und errichten möchte, während jener das Abschließen von Verträgen anstrebt.⁹ Trifft diese Gegenüberstellung zu, dann lässt sich sagen, dass in den Sadisten, die sich *innerhalb* einer gegebenen Institution abspielen, nicht nur ein Echo jener Gründungsgewalt hörbar wird, die fürs Sein der Institution zuallererst verantwortlich ist. Vielmehr wäre diese Gründungsgewalt selbst in sich bereits sadistisch gewesen – sodass davon auszugehen ist, dass jedem institutionellen Gefüge – sei es medizinischer, militärischer, pädagogischer Natur – grundsätzlich ein sadistisches Element schon strukturell einmontiert ist.

Es stellt sich allerdings die Frage, ob der Hinweis auf diese sadistische Gewalt, so grundlegend sie sein will, ausreicht, um Törleß' Disposition verstehbar zu machen. Denn das Verhältnis des Zöglings zu diesen fundamentalen Akten sadistischer Gewalt nimmt sich recht kompliziert aus. Folgt man dem Argument, das Carl Niekerk vorschlägt, ist die Lage Törleß' jedenfalls nicht auf jene Sadisten reduzierbar, in welchen Campe die Gründung der Institution gespiegelt sieht. So ist die Gewalt, die sich gegen Basini richtet, kontrastiert von Törleß' Identifikation mit dem Opfer, was Niekerk als „einen grundlegenden Masochismus im Verhalten von Törleß“¹⁰ zu lesen empfiehlt. Es wäre zu simpel, diesen Masochismus schlicht als Pendant zu den ihn rahmenden sadistischen Ausbrüchen zu verstehen. Vielmehr eröffnet sich innerhalb der sadistischen Institution durch ihn etwas wie ein eroto-pädagogisches Gegenprogramm, das die Richtung von Törleß' Entwicklungsgang vorgibt. Niekerk schlägt vor, dass dieser masochistische Entwicklungsgang im Laufe seiner Entfaltung drei Stufen durchschreitet: Erstens schließt der Zögling enge Freundschaft mit zwei jungen Männern, Beineberg und Reiting, deren aggressives Männerbild Törleß' eigenem Mannsein krass widerspricht, wodurch er in eine quasi-feminine Haltung der Passivität und des Beobachtens gedrängt wird (eine passive Einstellung zum Sexualleben wird von Freud immer wieder als Masochismus gedeutet); zweitens

9 Vgl. Gilles Deleuze: Sacher-Masoch und der Masochismus. In: Leopold von Sacher-Masoch: Venus im Pelz. Frankfurt a. M. 1980, S. 163–281, hier S. 176: „Der Sadist braucht Institutionen, der Masochist vertragliche Beziehungen.“

10 Carl Niekerk: Foucault, Freud, Musil. Macht und Masochismus in den ‚Verwirrungen des Zöglings Törleß‘. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 116 (1997), S. 545–566, hier S. 552.

sieht sich Törleß unfähig, sich an der sadistischen Gewalt gegen Basini, sobald diese ihren Lauf nimmt, zu beteiligen, stattdessen tut sich in der Position des skopophilen Beobachters die Möglichkeit der Identifikation mit dem Opfer auf, ja des Nacherlebens seiner Erniedrigungen am eigenen Körper; drittens und letztlich setzt sich Törleß über diese Identifikation hinweg, um die Haltung einer moralischen Überlegenheit einzunehmen. Man erinnere sich an jene Einvernahme, die Törleß am Ende des Romans vor der Internatsleitung vom Stapel lässt: Seine Haltung während der Befragung wird vom Erzähler als „trotzig“¹¹ bezeichnet, und die uneindeutige Reaktion der Zuhörer auf seine Ausführungen erzeugt bei ihm das „Gefühl einer hochmütigen Überlegenheit über diese älteren Leute, die von den Zuständen des menschlichen Inneren so wenig zu wissen scheinen“¹². Der Eindruck seiner moralischen Ausnahmestellung ist so stark, dass Törleß sich buchstäblich über seine Gesprächspartner erhebt, die Position desjenigen einzunehmen, der hier urteilt: „Er hatte sich aufgerichtet, so stolz, als sei er hier Richter [...]“¹³.

Nierkerk weist darauf hin, dass die drei Stadien der masochistischen Entwicklung Törleß' eng mit jenem Schema korrespondieren, das Freud 1924 in ‚Das ökonomische Problem des Masochismus‘ vorschlägt. Trotz seiner Kürze präsentiert dieser Text Freuds ausführlichste Befassung mit dem Phänomen. Seine Grundannahme liegt darin, den Masochismus als Effekt jener für das Leben so wichtigen „Legierung von Todestrieb und Eros“¹⁴ zu verstehen, die sich früh in der Entwicklung des Organismus abspielt. In diesem Stadium fallen der Masochismus und das, was Freud hier „Ursadismus“¹⁵ nennt, zusammen. In Freuds Darstellung wird jedenfalls zwischen drei Ausformungen der masochistischen Anlage unterschieden, die sich mit Nierkerk auf Törleß rückbeziehen lassen: Zum einen gibt es den sogenannten „femininen Masochismus“, der auf die Herstellung einer radikalen Abhängigkeit und Passivität zielt und sich auf Törleß' Zurückhaltung, ja seine Machtlosigkeit, was die Gewalt gegen Basini betrifft, umlegen lässt; dieser ist eingebettet in den „erogenen Masochismus“, die eigentliche Schmerzlust, welche sich in Törleß' Identifikation mit dem Gewaltopfer spiegelt; und drittens spricht Freud

11 Robert Musil: Die Verwirrungen des Zöglings Törleß. Reinbek b. Hamburg 2000 (Gesammelte Werke, Bd. 2), S. 135.

12 Musil, Törleß, S. 136. Der Umstand, dass die offiziellen Vertreter der Institution erst zum Romanende auftauchen, um ihre Autorität abzusichern, bestätigt den oben angemeldeten Verdacht, dass die auffällige Abwesenheit der *Schulmeister* in Musils Roman einem horizontalen Gewaltgeschehen Platz macht.

13 Musil, Törleß, S. 136.

14 Sigmund Freud: Das ökonomische Problem des Masochismus. In: ders.: Studienausgabe. Bd. 3. Frankfurt a.M. 1975, S. 339–361, hier S. 348.

15 Freud, Masochismus, S. 348. Dies ontologische In-eins-Setzen der beiden Perversionen wird im weiteren Verlauf des Jahrhunderts starke Kritik erfahren, zumal durch Deleuze am erwähnten Ort.

vom „moralischen Masochismus“, der sich in der eben angedeuteten moralischen Überlegenheit äußert, die Törleß am Ende während der Einvernahme durch die Schulleitung an den Tag legt. Ohne die Stichhaltigkeit von Freuds Schema und Niekerks Annahmen weiter zu kommentieren, soll es im Folgenden vor allem um jenes Element im Masochismus gehen, worin Freuds Argument gipfelt, und das für ein Verständnis von Törleß' Lage am unabdingbarsten sich erweist – nämlich das moralische.

Diese dritte und vergeistigte Form des Masochismus spielt sich nicht, wie die anderen beiden, auf einer intersubjektiven Ebene ab, sondern vollzieht sich im Organismus selbst, als Konflikt zwischen Ich und Über-Ich, und zwar sofern letzterem die Funktion des Gewissens zugeschrieben werden kann. Das Über-Ich, schreibt Freud, „ist dadurch entstanden, daß die ersten Objekte der libidinösen Regungen des Es, das Elternpaar, ins Ich introjiziert wurden, wobei die Beziehung zu ihnen desexualisiert wurde, eine Ablenkung von den direkten Sexualzielen erfuhr“¹⁶. Dieser Vorgang ist grundlegend für die Überwindung des Ödipuskomplexes und zeitigt als weiteren Effekt die Installation einer moralischen Autorität im Gewissen, welche gleichsam von den Eltern „geborgt“ ist – desexualisiert und introjiziert bleibt von den externen Vorbildern rein deren *Macht*.

Für den Konnex mit Musil ist entscheidend, dass sich Freud in diesem Zusammenhang explizit auf Immanuel Kant bezieht, dessen Moralphilosophie als Modell der finalen, post-erogenen Ausformung des Masochismus herangezogen wird. Freud argumentiert, dass sich der moralische Masochismus in der Form eines übertriebenen Strafbedürfnisses äußere, das sich an das im Über-Ich angesiedelte schlechte Gewissen adressiert. Die Introjektion der elterlichen Autorität, die endlich zur Einrichtung des Über-Ichs führte, wodurch der Ödipuskomplex ersetzt werden konnte, markiert Freud als den Ursprung aller subjektiven Moral: „Der Ödipuskomplex erweist sich so, wie bereits historisch gemutmaßt wurde, als die Quelle unserer individuellen Sittlichkeit (Moral).“¹⁷ Als philosophischer Zeuge dieses Umstands wird im selben Zusammenhang denn auch Immanuel Kant aufgerufen, hinsichtlich dessen Freud behauptet, „der kategorische Imperativ Kants ist so der direkte Erbe des Ödipuskomplexes“¹⁸. In ihm formuliert sich gleichsam die Härte, das Grausame, die Unerbittlichkeit des im Über-Ich wirksamen Gewissens. Der kategorische Imperativ leitet sich mithin nicht aus den Gesetzen der Vernunft ab, sondern findet seine organische Basis in der desexualisierten Verinnerlichung el-

16 Freud, *Masochismus*, S. 350.

17 Freud, *Masochismus*, S. 351.

18 Freud, *Masochismus*, S. 351.

terlicher Autorität. In diesem Sinne ist Moral der Effekt einer Umwertung von Machtpotentialen.

3 Szenen des Lesens

Kehren wir vor diesem Hintergrund zu Musil zurück, offenbart sich mehr als eine kuriose Koinzidenz, wenn wir daran erinnern, dass der Name Kant im *Törleß*-Roman eine durchaus nicht nebensächliche Rolle einnimmt. Verwirrt über den referentiellen Charakter irrationaler Zahlen sucht Törleß eines Tages das Gespräch mit seinem Mathematiklehrer, von dem er sich Aufklärung über die dunklen Klüfte der mathematischen Erkenntnis erwartet. Im bescheidenen Apartment der Lehrperson fällt Törleß' Blick allerdings auf ein Buch, das sich als ein zentrales Werk Immanuel Kants herausstellt. Zu Beginn seiner Abhandlung über den Zynismus geht Peter Sloterdijk kurz auf diese Episode in Musils Roman ein und identifiziert den in Frage stehenden Kant-Band als die *Kritik der reinen Vernunft*.¹⁹ Bei Musil lesen wir allerdings – und diese Worte sind dem Lehrer in den Mund gelegt –, dass jenes Buch, welches die Aufmerksamkeit des Zöglings so stark auf sich zieht, „die Bestimmungsstücke unseres Handelns“²⁰ enthalte. Es ist also davon auszugehen, dass sich die Episode nicht die reine, sondern die praktische Vernunft zum Problem macht, und dass also Törleß' Mathe-Lehrer sich in seinen freien Minuten Kants Moralphilosophie widmet. Obwohl sein exakter Titel nicht genannt wird, handelt es sich also wohl entweder um die *Metaphysik der Sitten*, deren *Grundlegung* oder Kants Zweite Kritik – mithin genau um jene Texte, in welche laut Freud die Entwicklung und zunehmende Vergeistigung des Masochismus münden.

Nach seiner Begegnung mit dem ominösen Gegenstand kann sich Törleß das Kant-Buch des Lehrers nicht mehr aus dem Kopf schlagen. So lesen wir, dass er sich am nächsten Tag gleich der Mission verschreibt, eine „Reklamausgabe jenes Bandes [zu kaufen], den er beim Professor gesehen hatte“²¹. Gleich die erste Pause reserviert er, um mit der Lektüre zu beginnen; jedoch führt die sich entfaltende Lese-szene unmittelbar zur Enttäuschung:

[V]or lauter Klammern und Fußnoten verstand er kein Wort und wenn er gewissenhaft mit den Augen den Sätzen folgte, war ihm, als drehe eine alte, knöcherne Hand ihm das Gehirn in Schraubenwindungen aus dem Kopfe.

¹⁹ Vgl. Peter Sloterdijk: *Kritik der zynischen Vernunft*. Frankfurt a. M. 1983, S. 16.

²⁰ Musil, *Törleß*, S. 77.

²¹ Musil, *Törleß*, S. 80.

Als er nach etwa einer halben Stunde erschöpft aufhörte, war er nur bis zur zweiten Seite gelangt, und Schweiß stand auf seiner Stirne.²²

Sloterdijk kommentiert lapidar: „Der Schweißausbruch von Törleß nach zwei Seiten [...] enthält soviel Wahrheit wie der ganze Kantianismus.“²³ Diese Wahrheit jedoch, so ist mittlerweile hoffentlich deutlich geworden, verhandelt einen masochistischen Mehrwert. Ist es doch schwer zu übersehen, dass die Szene des Lesens selbst zum masochistischen Ritus gerät, zu einer Lust am Schmerz, dessen Quelle die Lektüre selbst ist. Das Barthes'sche Diktum eines *plaisir du texte* legt somit die Patina einer eigentümlich negativen textuellen *jouissance* an. Obwohl die Lektüre schmerzt, setzt Törleß sie fort: Er beißt, schreibt Musil, „die Zähne aufeinander und las nochmal eine Seite weiter, bis die Pause zu Ende war“²⁴. Lesen ist ein masochistisches Verfahren.

Vor dem Hintergrund dessen, was über die Entwicklung von Törleß' Masochismus gesagt wurde, wird die Komplexität dieser Leseszene fassbarer. Denn nicht nur überschreitet Törleß im Romanverlauf das erogene wie das feminine Stadium des Masochismus, um endlich eine selbstbestimmte Haltung moralischer Arroganz einzunehmen – diese Entwicklung wird hier überdies durch eine Leseerfahrung vermittelt, die selbst am Masochismusbegriff teilhat und welche einen Text ins Treffen führt, in dem laut Freud die philosophischen Resultate des moralischen – und also vollendeten – Masochismus sich offenbaren. Es stellt sich also zunächst die Frage, wo innerhalb von Freuds Schema die Szene des Lesens einzuordnen wäre. Anders gesagt, wenn der Leseprozess selbst masochistischer Natur ist, welche Stufe des Masochismus wird darin offenbar? Ist Lesen moralisch motiviert? Oder bietet es uns einen Grund zur Annahme einer vierten masochistischen Modalität – einer Art *textuellen Masochismus*, der sich weder intersubjektiv noch im subjektiven Gewissen, sondern zwischen Lesendem und Gelesenem vollzieht? Diese Frage verkompliziert sich durch den Umstand, dass der infrage stehende Text die begrifflichen Früchte des moralischen Masochismus trägt. Woher also agiert der kategorische Imperativ? Von der Vernunft aus, oder aus den Buchseiten, die seinen Begriff bestimmen? Ist es der kategorische Imperativ, der uns schmerzt, wenn wir lesen? Oder vollzieht sich die Lektüre auf der Basis ganz anderer Imperative? Hängt das Lesen ab vom Folgen einer Maxime oder will es die Gesetzlosigkeit? Anders gefragt: Was heißt Lesen?

22 Musil, Törleß, S. 80.

23 Sloterdijk, Kritik der zynischen Vernunft, S. 16.

24 Musil, Törleß, S. 80.

Bekanntermaßen wurde Kants kategorischer Imperativ schon des Öfteren im Zusammenhang unbändiger Gewalt, zumal einer sexuellen, verstanden. Nietzsche behauptet in der *Genealogie der Moral* lakonisch, der kategorische Imperativ rieche nach Grausamkeit.²⁵ Vor allem aber sind die Arbeiten Horkheimers und Adornos und späterhin Lacans zu erwähnen, die Kants Aufklärung vor dem Hintergrund jener Gewaltorgien lesen, die sich beim Marquis de Sade finden.²⁶ Musils Episode scheint sich nun in die Tradition dieses Diskurses einzuschreiben, allerdings nicht ohne dessen Parameter grundlegend zu verschieben. Denn hier wird das Problem als das einer masochistischen Leseerfahrung etabliert und perspektiviert. Mit einem zentralen Begriff Paul de Mans könnte man sagen, dass es sich bei Törleß' Kant-Lektüre um eine Allegorie des Lesens handelt. Sie geht keineswegs in ihrer phänomenalen Darstellung und also in ihrem thematischen Gehalt auf, sondern verweist als Ort der Gewalt auf alle anderen Formen von Gewalt, Zwang, Schmerz, und der Lust daran, deren Multiplikation das Narrativ des Romans sozusagen ausmacht. Das heißt nichts anderes, als dass sich die körperliche Gewalt, die sich beispielsweise gegen Basini richtet, nicht wesentlich von jener unterscheidet, die Törleß während seiner Kant-Lektüre erfährt. Und dennoch sind sie nicht identisch – denn die Leseszene enthält eine allegorische Tiefe, in der sich erst jener Raum auftut, in dem Repräsentationen von Gewalt Platz finden können. Die Allegorie des Lesens als Allegorie der Zucht züchtet die verschiedenen Formen von Gewalt, die Musils Roman gleichsam „befähigen“. Den Roman selbst als Gewaltvehikel zu verstehen, bringt es letztlich mit sich, auch unsere eigene Lage in Bezug auf diesen Text – will sagen, den Musil'schen – zu berücksichtigen. Törleß beim Lesen „zuzulesen“ impliziert freilich den Blick auf uns, die wir, Törleß' Leseszene lesend, selbst den *Törleß* lesen. Wenn es wahr ist, dass Lesen in diesem Roman unter anderem Gewalt bedeutet, zumindest Schmerz erzeugt, dann ist diese Hypothese auch auf unser eigenes Verhältnis zu Musils Roman auszuweiten und wirft somit die Frage auf, ob die Musil-Lektüre selbst eine Erfahrung der Schmerzenslust offenbart.

Freilich ist dieses Problem nicht auf den *Törleß* beschränkt. Vielmehr lässt sich sagen, dass die *scène de lecture* einen integralen Schauplatz masochistischer Verhältnisse markiert, wann immer sie literarisch zur Darstellung gelangt. In seiner Studie über Masoch entwickelt Deleuze den Gedanken, dass der Masochist die

25 Vgl. Friedrich Nietzsche: *Zur Genealogie der Moral*. München 1999 (Kritische Studienausgabe, Bd. 5), S. 300 [II: § 6].

26 Vgl. Theodor W. Adorno/Max Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente. Frankfurt a. M. 1988, S. 88–127; Jacques Lacan: *Kant mit Sade*. In: ders.: *Schriften*. Bd. 2. Hg. v. Norbert Haas. Olten 1975, S. 133–164. Eine von Mai Wegener neu durchgesehene und überarbeitete Fassung von Lacans Text findet sich auf der Webseite des Psychoanalytischen Salons Berlin: <https://pas-berlin.de/texte/> (letzter Zugriff: 28.06.2023).

Funktion eines Erziehers einnimmt. Er trage didaktisch dafür Sorge, dass sein Begehren entsprechend ausgetragen und exekutiert wird. Als der eigentliche Umsetzer der masochistischen Fantasie will sein Gegenüber zu diesem Zweck hinreichend abgerichtet sein. Deleuze kommentiert kurzerhand: „hier nun ist alles Überredung und Erziehung.“²⁷ Dem Masochisten ist es um die erzieherische Einweisung ins Curriculum seines Begehrens zu tun. Und dazu bedarf es eines bestimmten pädagogischen Programms und einer Reihe erzieherischer Gesten: „Der Masochist muß sich seine Despotin heranbilden, er muß sie überreden.“²⁸ Bei Deleuze liegt der Fokus der Analyse dieses Umstands auf dem Problem der Rhetorik, das heißt, dass er sich vorwiegend für die sprachlichen Mittel interessiert, welche die Überredung und Erziehung zur Despotin ermöglichen. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass der Masochismus seine eigene Lektüreliste registriert – und dass, über die Rhetorik des Erziehens und Überredens hinaus, Szenen des Lesens die Ökonomie der masochistischen Disposition wesentlich strukturieren.

Man denke diesbezüglich bloß an den Anfang von *Venus im Pelz*, da der Erzähler der Rahmenhandlung aufgeweckt wird, weil er bei der Hegel-Lektüre eingeschlafen war.²⁹ Für Deleuze ist dies bereits Grund genug, anzunehmen, dass der Masochist im Kern ein Dialektiker sei, ein Idealist.³⁰ Innerhalb von Sacher-Masochs Roman gibt es auch noch zahlreiche weitere Leseszenen, welche die masochistische Situation determinieren. Aber auch wenn man sich näher ans Umfeld des *Törleß* heranbewegt, finden sich weitere einschlägige Beispiele solcher Lektüreakte. Da wäre etwa das Institut Benjamenta im *Jakob von Gunten*, worin es bloß ein einziges Schulbuch gibt, das sich allerdings nicht auf ein spezifisches Schulfach, sondern auf die Institution an sich bezieht: „Was bezweckt Benjamentas Knabenschule?“ heißt das Buch im Titel, womit angezeigt ist, dass hier völlig frei von pädagogischen Inhalten operiert wird und am Ende nur die Erziehungseinrichtung selbst als einzig noch möglicher Gegenstand der Vermittlung erhalten bleibt.³¹ Nichts wird hier

27 Deleuze, Sacher-Masoch und der Masochismus, S. 176.

28 Deleuze, Sacher-Masoch und der Masochismus, S. 177. In der *Dialektik der Aufklärung* entwickeln Adorno und Horkheimer ein Argument, das Deleuze dahingehend ergänzt, dass es den Sadisten als modernen Wissenschaftler vorstellt: „Juliette hat die Wissenschaft zum Credo. Scheußlich ist ihr jede Verehrung, deren Rationalität nicht zu erweisen ist [...]. Sie operiert mit Semantik und logischer Syntax wie der modernste Positivismus“ (Horkheimer/Adorno, S. 104). Geriert sich der Masochist als Erzieher, ist der Sadist als Wissenschaftler zu verstehen – und zwar ganz in dem Sinne, dass er sein Gegenüber nicht als überredbares Subjekt, sondern als vollends vergegenständlicht und für den Gewalteinfluss bereit begreift.

29 Vgl. Leopold von Sacher-Masoch: *Venus im Pelz*. Frankfurt a. M. 1980, S. 13: „Eine Schande in Kleidern einzuschlafen und noch dazu bei einem Buche [...] von Hegel“.

30 Vgl. Deleuze, Sacher-Masoch und der Masochismus, S. 178: „Masoch ist Dialektiker.“

31 Vgl. Robert Walser: *Jakob von Gunten*. Frankfurt a. M. 2013, S. 8.

unterrichtet, kein Wissen wird verhandelt, kein Denken gefördert, keine Sprachen, keine Begriffe, keine Wahrheiten mitgeteilt; das einzig noch mögliche pädagogische Thema ist die Einrichtung der Pädagogik selbst, welcher Selbstbezug sich schließlich auch in einer gewaltsamen Monotonie der Didaktik niederschlägt: „Es gibt nur eine einzige Stunde, und die wiederholt sich immer“³², schreibt Walser.

Der anfangs erwähnte Roman Heinrich Manns wiederum beginnt mit einer Leseszene, die sich auf Schiller bezieht, genauer auf dessen *Jungfrau von Orleans*.³³ Als Unrats Klasse sich für ein schriftliches Examen zusammenfindet, bittet Professor Unrat den Primus mit dem sprechenden Namen Angst, das Prüfungsthema an die Tafel zu schreiben. Die Szene nimmt folgenden Verlauf:

Alle sahen mit Spannung unter der Kreide die Buchstaben entstehen, von denen so viel abhing. Wenn es nun eine Szene betraf, die man zufällig nie „präpariert“ hatte, dann hatte man „keinen Dunst“ und „saß drin“. [...] Schließlich stand dort oben zu lesen:

„Johanna: Es waren drei Gebete, die du tatst;

Gib wohl acht, Dauphin, ob ich sie dir nenne!

(Jungfrau von Orleans', I. Aufzug. 10. Auftritt.)

Thema: Das dritte Gebet des Dauphins.“

Als sie dies gelesen hatten, sahen alle einander an. Denn alle „saßen drin“. Unrat hatte sie „hineingelegt“.³⁴

Die hier sich entfaltende Szene des Lesens entwirft einerseits eine Art Genesis des Lektürevermögens, sieht man doch die Worte und Buchstaben auf dem Dunkel der Tafel erst entstehen, ganz als geschähe es zum ersten Mal, als würde hier gleichsam etwas wie Schrift und die Möglichkeit ihrer Entzifferung erst erfunden. Andererseits ist die Natur des hier auf dem Spiel stehenden Lesens eine entschieden sekundäre, denn der Akt des Ablesens von der Tafel ist im besten Fall für den Schüler einer des *Wiederlesens*, also des Wiedererkennens dessen, was man gelernt hat.

32 Walser, S. 8f.

33 Kursorisch sei darauf hingewiesen, dass es oft klassische Texte sind, die hier eine Rolle spielen: Kant bei Musil, Hegel bei Sacher-Masoch, Schiller bei Heinrich Mann. Es ist davon auszugehen, dass in diesen Romanen der Institution, der Erziehung und der erzieherischen Gewalt das auf dem Spiel steht, was die Klassik *Bildung* nennt.

34 Heinrich Mann: Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen. Frankfurt a. M. 2014, S. 11. Unrats Gemeinheit in diesem Zusammenhang zielt darauf ab, dass Johanna, bevor sie Karl das dritte Gebet nennen kann, von diesem mit den Worten „Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag / Kein Mensch!“ unterbrochen wird. Die sich in Unrats Klassenzimmer entfaltende Szene fordert also ein Unmögliches: nämlich noch das Ungeschriebene und Ungesagte lesend zu entziffern: „es war, als hätten sie es nie gelesen. Der Primus und noch zwei oder drei [...] waren sogar sicher, sie hätten es nie gelesen. [...] Das dritte [Gebet] stand schlechterdings nicht da.“ (S. 12) Es scheint im Wesen der Gewalt des Lesens zu liegen, die Lektüre noch dessen zu verlangen, was *schlechterdings nicht dasteht*.

Man wünscht sich eine Passage, die man gut kennt, genau studiert und oft schon gelesen hat. Die Lektüre eröffnet so keinen neuen hermeneutischen Horizont, sondern bestätigt schlicht ein bereits generiertes Wissen. Diese Dopplung im Wesen der Lektüre ist gerahmt vom Umstand, dass uns diese Szene zurück auf das Problem sadistischen Vergnügens führt, denn die Zermürbung auf Seiten der Schüler geschieht freilich zugunsten eines Lustgewinns seitens des Professors. Unrat, so erfährt man aus dieser Episode, macht sich einen sinistren Spaß aus der Angelegenheit – und keiner der Zöglinge kann eine sinnvolle Korrespondenz zwischen dem aus den Tiefen des Tafeldunkels hervorgetretenen Prüfungsthema und jenen intensiven Leseübungen erkennen, die man im Vorfeld dem Werk Schillers gewidmet hatte. Immerhin, „mit der Jungfrau von Orleans beschäftigte die Klasse sich seit Ostern [...]. Man hatte sie vor- und rückwärts gelesen, Szenen auswendig gelernt, geschichtliche Erläuterungen geliefert, Poetik an ihr getrieben und Grammatik, ihre Verse in Prosa übertragen und die Prosa zurück in Verse“³⁵. All die transversalen Akte des Lesens führten letzten Endes zu nichts, da die Leseszene im Examen die Beteiligten in völliger Ratlosigkeit zurücklässt. Unrat hatte sie hineingelegt.

4 Der Schmerz der praktischen Vernunft

Der kurze Hinweis auf Robert Walser und Heinrich Mann zeigt, dass die Frage des Lesens sich dem Roman der pädagogischen Institution an sich und nicht nur im *Törleß* stellt. Die Allegorie des Lesens als eine des Züchtens von Gewalt ist deshalb auch nicht auf *Törleß'* Kant-Lektüre reduzierbar, vielmehr zeigt sich Musils Leseszene einer Tradition verpflichtet, die mindestens bis Sacher-Masoch zurückreicht. Romane, deren Sache die Gewalt ist, drehen sich nicht zuletzt um die Gewalt des Lesens und damit auch ums Gewaltsame ihrer eigenen Lektüre. Wie die Beispiele zeigen, markiert die Szene des Lesens den privilegierten Ort der Vermittlung jener Arten von Gewalt, die den modernen Roman der pädagogischen Institution bedingen. Die Allegorie des Lesens, die immer auch unsere eigene Position zum Text befragt, impliziert und destabilisiert, wird zum Brennpunkt, der die verschiedenen Formen der Gewalt konzentriert, deren Multiplikation das Narrativ strukturiert.

Wenn wir vor diesem Hintergrund zu *Törleß* und seiner Begegnung mit Kant zurückkehren, so ist der Gegenstand seiner Lektüre noch einmal exakter auf das hin zu befragen, was denn genau an diesem Lesen schmerzvoll ist. In dieser Hinsicht ist das schale Argument kaum zufriedenstellend, eine Kant-Lektüre, zumal

35 Mann, Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen, S. 12.

eine initiale, sei eben schon aufgrund ihres immensen Schwierigkeitsgrads schmerzhaft. Wenn die Prominenz des Namens Kant bei Musil keine zufällige ist und wenn es Kants Moralphilosophie ist, die Musil ins Zentrum seiner Allegorie des Lesens stellt und wenn, drittens, diese Allegorie eine Art von Gewalt züchtet, die sich nicht auf die Repräsentation körperlicher Misshandlung reduzieren lässt, dann ist es notwendig, einen genauen Blick auf die Rolle des Schmerzes innerhalb der Struktur der praktischen Vernunft selbst zu werfen. Mit Freud konnte man sehen, dass der Name Kant in der Psychoanalyse für die Vergeistigung der Schmerzenslust und also für den Terror des subjektiven Gewissens steht. Will man diesen Konnex zwischen der Ökonomie des Masochismus und den transzendentalen Maximen der praktischen Vernunft ernst nehmen, so ist letztlich der Kant'sche Text selbst dahingehend zu befragen, ob und wie sich um den kategorischen Imperativ so etwas wie Schmerz freisetzt. Und welche Art von Schmerz wäre das, die direkt von der Vernunft ausginge? Ist auch mit diesem Schmerz etwas wie Lust verbunden – und wem gebührte das Empfinden derselben, wo doch der Imperativ der Moral sich über jedweden Sinneseindruck erhaben zeigt?

Kant geht auf dieses Problem nicht ausführlich ein, aber er streift es. Den „Triebfedern der Reinen Praktischen Vernunft“ nachgehend, schreibt er im Dritten Hauptstück der Zweiten Kritik, dass die Bestimmung des Willens durchs sittliche Gesetz diesen nicht seiner Freiheit beraubt, sondern ihn unter „Abweisung“ „sinnlicher Antriebe“ erst zu einem freien mache. Der freie Wille bestimmt sich mithin durch den „Abbruch aller Neigungen“, sofern diese dem Gesetz zuwiderlaufen.³⁶ Dies wirft die Frage danach auf, was denn der Abbruch der Neigungen durch das Gesetz genau für unseren Gefühlshaushalt bedeutet. Kant behandelt dieses Problem in einer eigentümlich aporetischen Passage: „alle Neigung“ schreibt er,

und jeder sinnliche Antrieb ist auf Gefühl gegründet, und die negative Wirkung aufs Gefühl (durch den Abbruch, der den Neigungen geschieht) ist selbst Gefühl. Folglich können wir a priori einsehen, daß das moralische Gesetz als Bestimmungsgrund des Willens dadurch, daß es allen unseren Neigungen Eintrag tut, ein Gefühl bewirken müsse, welches Schmerz genannt werden kann und hier haben wir nun den ersten, vielleicht auch den einzigen Fall, da wir aus Begriffen a priori das Verhältnis eines Erkenntnisses (hier ist es einer reinen praktischen Vernunft) zum Gefühl der Lust oder Unlust bestimmen konnten.³⁷

³⁶ Immanuel Kant: Kritik der praktischen Vernunft. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M. 1974, S. 192 [A 128, 129].

³⁷ Kant, S. 192f. [A 129, 130].

Was hier zur Sprache steht, ist nichts Geringeres als die Möglichkeit eines aller empirischen Neigungen entbundenen Gefühls, das sich voll aus der reinen Vernunftkenntnis erschließt. Kant argumentiert, das Gefühl der Ausschaltung aller Gefühle sei selbst noch Gefühl; und der Name, den er diesem Gefühl verleiht, das den Abbruch all unserer Neigungen anzeigt und eigentlich keins mehr ist, ist *Schmerz*. Dieser Schmerz ist allerdings kein empirischer mehr, sondern eine Art transzendentaler Schmerz, ein Gefühl a priori.³⁸ Wenn aller sinnliche Antrieb auf Gefühl gründet, dann entsteht für Kant als transzendentaler Schmerz jene Art von Gefühl, die bleibt, wenn alle Neigung gebrochen ist, mithin ein Gefühl, das die eigene Unausdrückbarkeit im Sinnlichen erträgt. Die Unmöglichkeit der Äußerung dieses Gefühls artikuliert sich im Schmerz – einem solchen allerdings, der voll vom Empirischen getrennt ist, der unfühlbar bleibt und sich nicht in sinnliche Antriebe übertragen lässt. Es ist der Schmerz, der in der reinen praktischen Vernunft selbst statthat, als die A-priori-Verbindung zwischen Vernunft und Unlust. In diesem Sinne äußert sich im Schmerz der Vernunft die Unfähigkeit der Gefühlsäußerung im Sinnlichen. Es ist das Gefühl, das entsteht, wenn es Gefühlen untersagt ist, sich zu äußern – das Gefühl, dem die eigene Unfähigkeit zu fühlen schmerzt. Es ist das Schmerzgefühl über den Verlust aller Gefühle. Kurzum, ein Gefühlsunmöglichkeitsgefühl.

Es ist zweifelhaft, ob Freud diese Passage vor Augen stand, als er im ‚Ökonomischen Problem des Masochismus‘ Kant als Modell dessen setzte, was er „moralischen Masochismus“ nennt. Tatsächlich zeigt der Abschnitt aus der *Kritik der praktischen Vernunft*, dass schon in der Struktur der Sittlichkeit selbst ein masochistisches Element am Werk ist. Dieses Element hat seinen Platz allerdings nicht im Gewissen, sondern im Gesetz der Vernunft und ist mithin transzendentaler Natur. Die Erkenntnis des Vernunftgesetzes erzeugt einen Schmerz, der jenseits dessen residiert, was sich empirisch darstellen lässt. Es ist ein Unbehagen a priori. In Kant scheint sich also etwas wie ein transzendentaler Masochismus zu formieren, der noch vergeistigter ist als der moralische bei Freud und bei welchem das Verhältnis der reinen praktischen Vernunft zu Lust und Unlust auf dem Spiel steht.

Vor diesem Hintergrund wird klar, weshalb Törleß' Leseszene so entscheidend ist. Kants Präsenz im Roman ist, das wurde deutlich, kein Zufall. Das Lesen seiner

³⁸ In seinem unlängst erschienenen Fragment *Andere Schmerzen* diskutiert Werner Hamacher einen ähnlichen Moment in Kants *Anthropologie*, worin der Schmerz „allen objektiven Erfahrungen vorausgeh[t]“. Damit ist nichts anderes gesagt, als dass der Schmerz ein Gefühl ist, das sich der Erfahrung von Gefühlen vorlagert – mithin ein Gefühl, das noch unserer Fähigkeit zu fühlen vorausgeht. Ohne Schmerz kein Schmerz, denn wo immer gefühlt wird, hat sich ein Schmerzen schon vollzogen. Vgl. Werner Hamacher: *Andere Schmerzen*. Zürich 2022, S. 79 f. Vgl. außerdem die Bezugnahme auf Kants *Tugendlehre* bei Adorno/Horkheimer, S. 102.

Moralphilosophie eröffnet einen Raum, der zwischen empirisch Darstellbarem und unausdrückbarem Apriori suspendiert ist. Die Kant-Lektüre umfasst so das gesamte Spektrum von Gewalt- und Schmerzerfahrung, deren diverse Ableger (oder *Zöglinge*) den Musil'schen Roman bevölkern. Als Urort der Gewalt, der Ort einer Gewalt a priori, bieten die Szene des Lesens und ihre Allegorie der Zucht den ontologischen Grund all jener Gewaltphänomene, die im Lauf des Narrativs verhandelt werden. In der Leseszene verbindet sich die noumenale, gesetzgebende, rechtsetzende, undarstellbare Gewalt der praktischen Vernunft mit der vorstellbaren Gewalt, die zwischen empirischen Phänomenen waltet. Kein anderer Moment in Musils Roman schlägt diese Brücke zwischen materieller Gewalt und reiner Vergeistigung. Als ihr absoluter Grund ist die Szene des Lesens keiner der beiden Gewaltformen verpflichtet, geschweige denn auf eine der beiden zu reduzieren. Erst in der Allegorie des Lesens haben sie ihren Platz. Erst aus ihr werden sie gezüchtet.

Lektüren des *Törleß*, die auf die Misshandlungen Basinis abstellen, ohne die Gewalt des Lesens zu berücksichtigen, greifen daher zu kurz. Die Gewalt gegen Basini ist nicht grundsätzlich verschieden von der Gewalt des Lesens, sondern wird von ihr ermöglicht und durch sie vermittelt. Die Erfahrung der Kant-Lektüre eröffnet das volle Gewaltpotential – von der empirischen Gewalt, die im Roman ihre Darstellung findet, zum transzendentalen Masochismus a priori, der jeder Darstellung vorgelagert ist. Die Allegorie des Lesens muss sich noch diesem a priori vorlagern, um das volle Gewaltpotential des Romans zu vermitteln. Die Szene des Lesens – unsere und die des *Zöglings* – züchtet die unerschöpfliche Möglichkeit dieser Gewalt. Ihr materieller Gehalt findet seinen Ort in den verschiedenen Hinterzimmern und Dachkammern, worin der Roman seine Geschichte erzählt – und hat sein Pedant in der Gewalt der reinen praktischen Vernunft, die allem sinnlichen Nachvollzug Abbruch tut. Die Allegorie des Lesens entfaltet das Spektrum dieser Opposition.

Entsprechend wurde im Vorangehenden gezeigt, dass die Romane der erzieherischen Institution im frühen 20. Jahrhundert allesamt ein Gewaltgeschehen verhandeln, in dem jene Gewalt sich repräsentiert, der die Form des Institutionenromans selbst geschuldet ist. Geht man diesem Gewaltgeschehen nach, stößt man einerseits auf sadistische Phänomene, die den Akt des Instituierens von Form gleichsam nachvollziehen – und Praktiken des Masochismus andererseits, die sich zunehmend vergeistigen und die Frage nach der Einrichtung von Form mit jener nach dem Ursprung von Sittlichkeit kreuzen. Der einzige Punkt, worin all diese Gewaltformen – die empirische wie die intellektuelle, die vorgestellte wie die undarstellbare – sich überlagern, ist die Szene des Lesens. Indem er *Törleß* an der Kant-Lektüre scheitern lässt, entwirft Musil eine Allegorie des Lesens als Allegorie der Züchtung von Gewalt – nämlich insofern, als das Lesen erst jenen Raum auf tut, in welchem die Spannung zwischen empirischer Gewaltanwendung und rein in-

tellekuellem Schmerz (als Gefühl a priori) sich vollzieht und die den Roman antreibenden Gewaltformen sich entwickeln können. Der Allegorie des Lesens gegenüber können wir keinen sicheren Platz im Außerhalb einnehmen, sondern sie betrifft immer auch uns, die wir Törleß beim Lesen lesen.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W./Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a. M. 1988, S. 88–127.
- Benjamin, Walter: Zur Kritik der Gewalt. In: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 2.1. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M. 1991, S. 179–203.
- Campe, Rüdiger: Das Bild und die Folter. Robert Musils *Törleß* und die Form des Romans. In: Weiterlesen. Literatur und Wissen. Hg. v. Ulrike Bergermann u. Elisabeth Strowick. Bielefeld 2007, S. 121–147.
- Campe, Rüdiger: James Joyces *A Portrait of the Artist as a Young Man* und die zwei Seiten des Romans. Bildung und Institution. In: IASL 41 (2016) 2, S. 356–375.
- Campe, Rüdiger: Die Institution im Roman. Robert Musil. Würzburg 2020.
- Deleuze, Gilles: Sacher-Masoch und der Masochismus. In: Leopold von Sacher-Masoch: Venus im Pelz. Frankfurt a. M. 1980, S.163–281.
- Freud, Sigmund: Das ökonomische Problem des Masochismus. In: ders.: Studienausgabe. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1975, S. 339–361.
- Hamacher, Werner: Andere Schmerzen. Zürich 2022.
- Johannßen, Dennis/Dominik Zechner (Hg.): Forces of Education. Walter Benjamin and the Politics of Pedagogy. London 2023.
- Johnson, Barbara (Hg.): The Pedagogical Imperative. Teaching as a Literary Genre. Yale French Studies 63 (1982).
- Kant, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1974.
- Lacan, Jacques: Kant mit Sade. In: ders.: Schriften. Bd. 2. Hg. v. Norbert Haas. Olten 1975, S. 133–164.
- Mann, Heinrich: Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen. Frankfurt a. M. 2014.
- Niekerk, Carl: Foucault, Freud, Musil. Macht und Masochismus in den „Verwirrungen des Zöglings Törleß“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 116 (1997), S. 545–566.
- Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral. München 1999 (Kritische Studienausgabe, Bd. 5).
- Musil, Robert: Die Verwirrungen des Zöglings Törleß. Reinbek b. Hamburg 2000 (Gesammelte Werke, Bd. 2).
- Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1983.
- Vogl, Joseph: Grenze und Übertretung. Der anthropologische Faktor in Robert Musils „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß.“ In: Robert Musils „Kakanien“. Subjekt und Geschichte. Hg. v. Josef Strutz. München 1987, S. 60–76.

